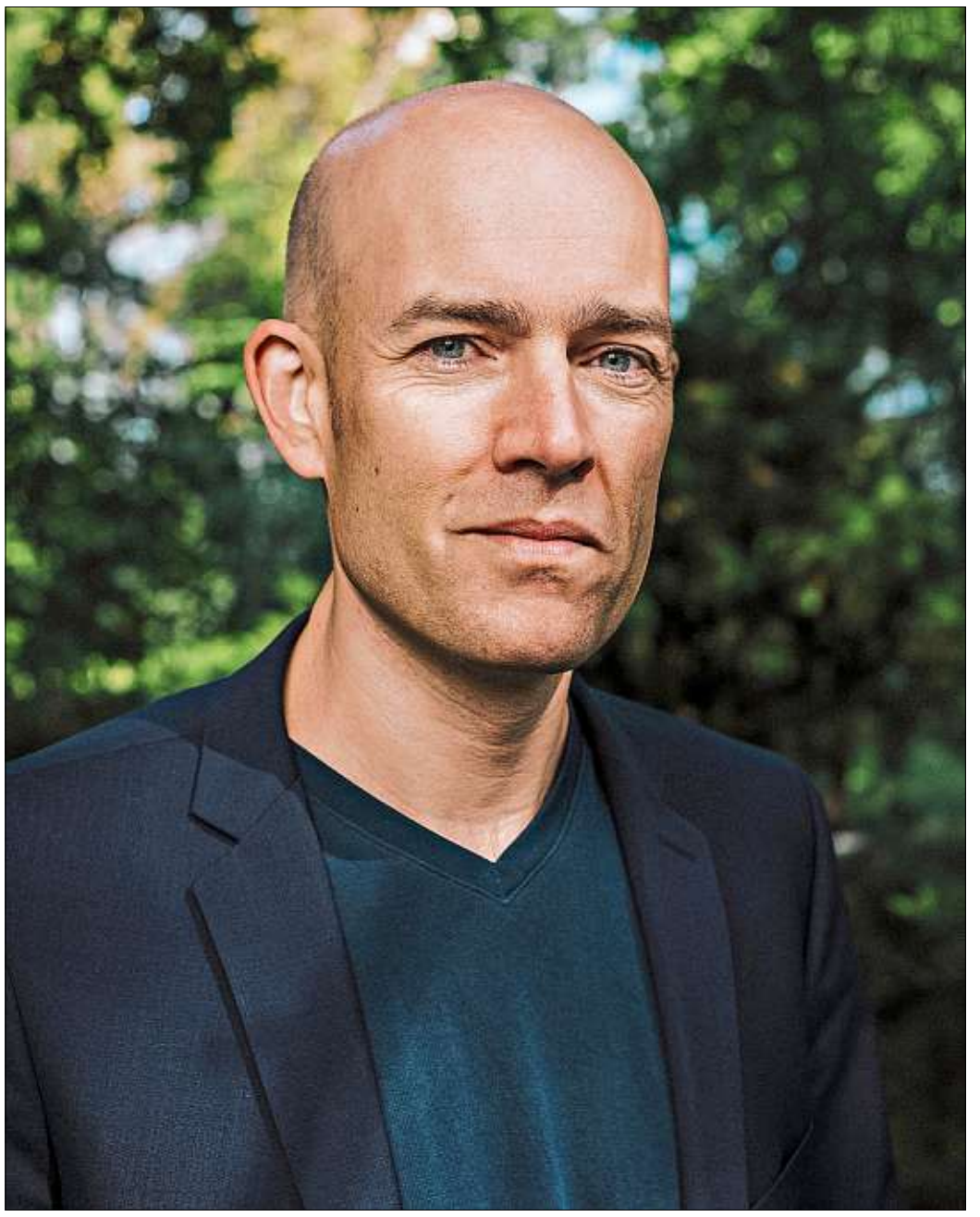
Der Preuße und die Passion

Der Berliner Autor Robert Löhr hat den dickleibigen Roman „Oberammergau“ veröffentlicht

Von Sabine Busch-Frank



Robert Löhrs Romane haben oft einen konkreten historischen Aufhänger. In seinem neuesten Buch beschäftigt er sich mit der Geschichte der Passionsspiele in Oberammergau. Fast 500 Seiten dick ist der historische Roman geworden. Fotos: privat, Piper Verlag

Oberammergau – Eigentlich wollte er eine Fernsehserie schreiben, daraus wurde der bislang umfangreichste Roman von Robert Löhr: Fast 500 Seiten eines opulenten Historienpanoramas über Oberammergau im Dreißigjährigen Krieg, eine stimmige Erzählung über Pest, Glauben und die Anfänge der Passionsspiele. Auf die Geschichte stieß der Autor per Zufall durch ein Interview mit Passionsspielleiter Christian Stückl während der Corona-Zeit. Dessen Klage über die pandemiebedingte Absage der Aufführungen ließ den Schriftsteller aufhorchen. „Ein Pestspiel, wegen Corona abgesagt. Das hat mich interessiert.“

Wer Löhrs Werk kennt, erkennt darin ein Muster. Wien, Maria Theresia und ein Schachautomat oder Goethe, Schiller und Kleist oder nun Oberammergau: Seine Romane haben fast immer einen konkreten historischen Anker. Dieser oder eine, wie er selbst sagt, „germanistische Note“ sind oft der Funke, der seine Begeisterung entfacht. Der Rest ist Fantasie. „Ich habe diesmal den Bogen der Erfindung sehr weit gespannt“, sagt er. Die ersten Passionsspiele und ihr Text seien vermutlich deutlich unspektakulärer gewesen als seine Romanversion vermuten lässt.

Dennoch sind seine Recherchen penibel, die literarische Erfindung fügt sich passgenau zwischen historische Figuren und Ereignisse ein. Löhr arbeitet seit Jahren als Drehbuchautor.

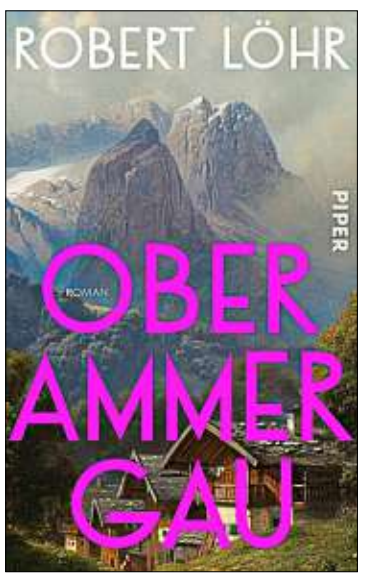
Die Strenge dieses Berufs habe ihn geprägt. „Ein Tatort wird in der Gänze etwa fünfzigmal überarbeitet“, erzählt er. Entsprechend gründlich nähert er sich seinen Romanen. Vor dem ersten Satz stehen monatelange Recherche, Reisen, Figurenentwicklung und Strukturarbeit.

Für den Oberammergau-Roman verbrachte er also viel Zeit vor Ort, sprach mit Einheimischen, durchforstete Archive und las sich in die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs ein. Aus den einzelnen Handlungssträngen entstand schließlich, wie er es nennt, eine „Zopfstruktur“ und ein Konzept von etwa 50 Seiten. „Das Schreiben selbst ist dann für mich die glücklichste Zeit“, sagt er. Wenn alles vorbereitet sei, könne er in einen Flow geraten. Persönliche Verbindung zu Oberammergau hat Löhr keine, höchstens eine stille Sehnsucht nach Balance: „Berlin ist so modern, schaut immer nach vorne.“ Zum Ausgleich ziehe es ihn immer zu Orten mit Traditionen und langem Gedächtnis.

Dass ein Berliner über die Oberammergauer Passion schreibt, wurde im Ort durchaus registriert. Gleich zu Beginn sprach Löhr mit Ortskennern, Vereinsvertretern und der Archivarin. „Dass da ein Preuße ankam, wurde sicher schon besonders beobachtet“, sagt er und lacht.

Überhaupt begegnet er dem Stoff mit Respekt. Das zeigt sich auch sprachlich. Viele Leser haben das Gefühl, sein Roman klinge erstaunlich bairisch. Tatsächlich hat Löhr bewusst auf den Versuch verzichtet, Dialekt zu schreiben. Stattdessen arbeitet er mit kleinen sprachlichen Färbungen und Bavarismen. Das Hörbuch, eingelesen von Michael A. Grimm, nutzt die Vorlage des Autors kongenial. „Vielleicht ist das Hörbuch in dieser Hinsicht fast empfehlenswerter als das Buch“, meint dieser lächelnd.

Erstaunlicherweise hat Löhr bislang keine einzige Aufführung der Passion, die ihn jahrelang beschäftigt hat, gesehen. „Die Gelegenheit hätte sich 2022 geboten, doch damals war gerade der Plan einer Serienverfilmung gescheitert, und ich wollte kein Salz in die Wunde reiben“, so Löhr. Heute sieht er darin sogar einen Vorteil. So sei seine historische Geschichte nicht durch die aktuelle Inszenierung beeinflusst worden.



Auch die Pandemie ließ ihn während des Schreibens nicht los. Anders als zunächst geplant wurde daraus jedoch kein großes Corona-Gleichnis. „Ich habe unterschätzt, wie schnell Corona wieder verdrängt sein würde“, sagt er. Geblieben sei jedoch sein Interesse an den Parallelen zwischen Pest und Pandemie: die Unsicherheit, die Angst und die Frage, wie Menschen reagieren, wenn sie glauben, die Welt könnte morgen enden. „Manche bauen Kapellen, andere saufen und vögeln. Es gab viele Wege, mit dem Herrgott zu dealen“, sagt Löhr trocken. Dass das Spiel eines für die Ewigkeit sein wird, wie es das Pestgelübde von 1633 versprach, hält der Autor aber durchaus für wahrscheinlich: „Ich steck ja nicht drin in dem Oberammergau von heute und das Finanzielle ist hier sicher auch ein Aspekt, aber ich glaube, das Gelübde wird weiter eingehalten, wenn nicht aus Religion, dann aus Tradition. Das ist in der DNA, heilig. Beeindruckend.“

Besonders ans Herz gewachsen sind ihm seine Hauptfiguren, die keine historischen Vorbilder haben. „Auf das Ende meiner Geschichte, Don Camillo und Peppone, die gemeinsam in den Sonnenuntergang wandern, habe ich mich das ganze Buch gefreut.“

Aus Oberammergau hat Löhr übrigens bisher keine Resonanz auf sein Buch erhalten: „Ich war vor Kurzem privat einmal dort und stehe da im Schaufenster der Buchhandlung, aber ansonsten höre ich nichts von dort. Ich hoffe, das hat nichts zu bedeuten. Aus Murnau oder Garmisch habe ich sehr positive Rückmeldungen.“

Auf seinem Schreibtisch wartet indes das nächste urbayerische Projekt: ein Münchner „Tatort“, der auf dem Oktoberfest spielt. Dieses Spektakel hat er allerdings ausgiebig studiert. „Wenn ich da nicht gewesen wäre“, sagt er grinsend, „würde ich gekreuzigt.“

Aus dem Oberammergauer Roman aber könnte doch noch eine Serie werden. Kürzlich wurde das Buch einer Produktionsfirma als Drehbuchstoff optioniert. Das Spiel geht also auch hier weiter. *DK*

Text für Wotan und Brünnhilde

Die Wagner-Festspiele in Bayreuth testen erstmals intelligente Übertitelbrillen für den „Ring des Nibelungen“

Von Sabine Busch-Frank



Schnell angepasst und erklärt sind die Brillen, die über eigenen Sehhilfen getragen werden können. Foto: Regina Ehm-Klier

Bayreuth – Es war eine kleine Revolution, als in Toronto 1983 „Elektra“ von Richard Strauss erstmals mit Übertiteln gezeigt wurde. Die meisten größeren Opernhäuser bieten seither parallel englische und deutschsprachige Übersetzungen des Gesungenen auf einer Tafel über dem Portal an. Weil aber richtiges Theater in Echtzeit gemacht wird, sitzt meist eine studentische Hilfskraft mit der Partitur vor der Nase in einer Kabine und klickt parallel zum Bühnengeschehen auf den jeweils nächsten Textblock.

Manche Häuser haben weitere seitliche Bildschirme, beispielsweise in den Rängen, von welchen man nicht so gut auf das Portal schauen kann. Bei den Bregenzer Festspielen am Bodensee sind seitliche Tafeln nicht nur für die Übertitel angebracht, sondern es werden auch Bewegtbilder aus dem Orchester und vom Dirigat übertragen. Die Zeiten, als man mit dem Textbuch, meist vom Reclam Verlag gedruckt, ins Theater ging und versuchte mitzulesen, sind vorbei.

Touristische Hotspots wie die Wiener Staatsoper oder das Gran Teatre del Liceu in Barcelona, aber auch frisch sanierte oder neue Häuser wie das Musiktheater Linz haben mit Blick auf ein internationales Publikum sogar noch aufwendigere Systeme installiert. In Linz kann man auf Displays, die meist auf der Rückenlehne des Vordersitzes angebracht sind, zwischen zwei Sprachen, in Wien sogar zwischen Deutsch, Englisch, Italienisch, Französisch, Russisch, Japanisch, Spanisch oder Chinesisch wählen. Manche Häuser bieten auch an, per QR-Code auf dem eigenen Smartphone Texte in einer Sprache nach Wahl mitlesen zu können, was aber wiederum für die Sitznachbarinnen und Sitznachbarn heikel ist.

Denn noch etwas hat sich gewandelt: Während es noch bis in die Nachkriegszeit des letzten Jahrhunderts völlig üblich war, Stücke in Übersetzungen aufzuführen, ist inzwischen auch bei kleineren Häusern die Originalsprache Standard. Das hat praktische Vorteile, macht beispielsweise für Sängerinnen und Sänger das Gastieren oder Einspringen leichter, aber auch künstlerisch wird diese Lösung dem Werk besser gerecht. Allerdings müsste man nun Tschechisch verstehen, um die Werke von Leoš Janáček zu hören, Russisch für Tschaikowsky, Französisch für Bizet und natürlich auch Italienisch für Monteverdi, Puccini oder Verdi. Hier helfen die Übertitelanlagen allen aus der Patsche, die keine Sprachgenies sind.

Auch beim Kanon in deutscher Sprache haben sich Übertitel etabliert, denn so schön hierzulande Mozart, Weber oder Wagner auch gesungen wird, so selten ist dabei der Text verständlich.

Ein Haus aber stemmt sich bisher, ganz gallisches Dorf, gegen diese Praxis: die Bayreuther Festspiele, welche dieses Jahr ihr 150. Jubiläum feiern. Ausgerechnet dieses Sommertheater schert aus, in welchem nur Werke eines „Dichterkomponisten“ gezeigt werden, deren Texte im künstlerischen Anspruch der Musik ebenbürtig sind.

Ein Experiment des kleinen, aber rührigen Fördervereins Taff e.V. hat hier soeben einen ersten Vorstoß gegen die gängige Praxis unternommen: Zum zweiten „Ring“-Zyklus wurden zwanzig Spezialbrillen bereitgestellt, die Übertitel einblenden konnten.

Regina Ehm-Klier, erste Vorsitzende des Vereins, zeigt sich begeistert: „Das war eine tolle Geschichte. Wir haben einen IT-Spezialisten in unseren Reihen, der ist sehr eingestiegen in die Recherche und hat eine gute Lösung gefunden mit Brillen der Firma Panthea aus Berlin und Paris.“

Diese Firma produziert „Smart Glasses“, die über optische Sehhilfen gestülpt werden können und sich auch mit Hörgeräten vertragen. Über ein kleines Display können Schriftgröße, Position und Helligkeit eingestellt werden. Im Sichtfeld erscheinen dann die Buchstaben, ein System, das bisher vor allem Sprechtheaterhäuser in Frankreich benutzen.

Die Brillen erinnern zwar an jene, mit welchen der AR-„Parsifal“ von Jay Scheib 2023-2025 gesehen werden konnte, sind aber schon wieder neue Modelle. Die Zeit rast auch hier.

Dass in Bayreuth die Architektur des Hauses gegen eine herkömmliche Übertitelungsanlage spricht, unterstützt Ehm-Klier: „Zugegeben, solche Anlagen gibt es überall. Aber das Festspielhaus von Bayreuth ist eben nicht jedes Opernhaus dieser Welt“, erklärt sie. „Richard Wagner hat das Haus so konzipiert, dass der Zuschauerraum dunkel ist und der Fokus auf der Bühne liegt. Viele Menschen wollen auch keine Übertitel. Ich persönlich finde auch nicht, dass man diese jahrzehntealte Technik jetzt in Bayreuth adaptieren sollte; das fände ich anachronistisch, zu profan.“

So kam es zu dem Experiment mit den Übertiteln, ausgerechnet bei der szenisch spektakulär langweiligen „Ring“-Inszenierung des diesjährigen Festspielsommers. „Der Vorteil an dieser Lösung ist, dass sie nicht stört. Wer will, kann, aber niemand muss“, fasst Ehm-Klier ihre Erfahrungen knapp zusammen. Sie hat neben der Organisation auch vor Ort mitgeholfen, die Brillen in der Pause einzusammeln zum Wiederaufladen. „Die Displays haben eine begrenzte Laufzeit, sind akkubetrieben, haben aber sogar auch ‚Das Rheingold‘ bzw. den ersten Akt der ‚Götterdämmerung‘ durchgehalten.“

Der ehrenamtliche Einsatz, die Kostenübernahme des Vereins und das Sponsoring des Herstellers ermöglichten, mit zwei Menschen als Personal für vier Vorstellungen zwanzig Brillen bereitzustellen – bei 1925 Sitzplätzen kam also nur eine sehr erlesene Gruppe von etwa einem Prozent in den Genuss der Übertitel.

Wie das Experiment nun weitergeht? „Die Entscheidung liegt bei der Festspielleitung. Wir werden die Ergebnisse der Umfrage demnächst präsentieren“, so die Verantwortliche. „Bei der Umfrage und in persönlichen Gesprächen zeigte sich, dass die Leute durchaus bereit sind, für diesen Service zu bezahlen.“

Die wenigen Glücklichen, die versuchsweise einen „Ring“ mit Brille sehen konnten, wurden jedenfalls heiß beneidet. Auch ist ein Festspielbesuch in Bayreuth mit Tickets, Parkplatz, Pausenverköstigung und Hotel ein so teurer Spaß, dass eine moderate Brillen-Leihgebühr kaum mehr ins Gewicht fällt. *DK*